



Die erhabene Göttin des Himmels

Eine Besteigung des Fuji-san

>> Günter Seibold

Japans höchster und heiligster Berg misst 3776 Meter. Auf seinem Gipfel den Sonnenaufgang zu erleben, ist für viele Menschen in Japan keine sportliche, sondern in erster Linie eine spirituelle Erfahrung. Ein Bergsteiger aus dem fernen Deutschland springt über seinen kulturellen Schatten und reiht sich in die Pilgerkolonne ein.

Auf Einladung eines japanischen Kollegen und der Japan Society for the Promotion of Science verbrachte ich in Sendai, Nordjapan, einen einjährigen Forschungs- und Lehraufenthalt zum Thema „Heidegger und der Zen-Buddhismus“. Um diesem Anliegen halbwegs gerecht werden zu können, wollte ich die japanische Kultur insgesamt, also gerade auch die shintoistische Naturreligion, kennenlernen, und mir schien, dass ich dazu auch den Fuji-san besteigen müsse.

So machte ich mich Ende Juli auf den Weg. Offiziell darf man den Fuji nur von Anfang Juli bis Anfang September besteigen. Er ist dann in der Regel schneefrei und die gut ausgebaute Infrastruktur wird aus dem vorsaisonalen Schlaf geweckt. Ihr wird viel abverlangt, denn es sind in diesen Monaten täglich Tausende unterwegs zum Gipfel. Ja, es ist eine Wallfahrt im eigentlichen, also religiösen, und im übertragenen, also massentouristisch-abfälligen, Sinne. Eine Wallfahrt, wie sie in den europäischen Alpen schlicht nicht vorstellbar ist, wenn man auch hier auf vielen Gipfeln ein Kreuz findet und an schönen Tagen auf so mancher Route mehr Menschen begegnet, als einem lieb ist. Und obgleich ich von meinem bergsteigerischen Können her den Fuji auch außerhalb der offiziellen Zeit, also bei widrigeren Wetterbedingungen und ohne die geöffneten Hütten, Läden, Erste-Hilfe-Einrichtungen, besteigen könnte, so möchte ich doch in der offiziellen Zeit gehen: Zum einen will ich als *gai-jin* (Fremd-Mensch) nicht gegen das Übliche verstoßen, zum anderen aber suche ich die Erfahrung, die dem wallfahrenden Japaner zuteilwird, der in der Regel ja kein ausgebildeter Bergsteiger ist. Doch immerhin habe ich nicht das Wochenende für meine Tour gewählt, denn am Wochenende soll es noch toller werden als unter der Woche.

Da ich den Sonnenaufgang erleben, aber nicht in den Hütten schlafen möchte, plane ich eine Nachtbesteigung. Ich fahre daher morgens mit dem Schnellzug Shinkansen nach Tokyo, steige dort um in den Nahverkehrszug und anschließend in den

Bus, der bis zur fünften Station des Fuji fährt. Ja, da beginnt schon die Eigentümlichkeit des heiligen Berges: Er ist, man denkt zunächst an den christlichen Kreuzweg, in Stationen unterteilt, in zehn Stationen. Deren Herkunft und Bedeutung liegen im Dunkeln, sehr wahrscheinlich aber sind zehn Bewusstseinsstufen gemeint, die man auf dem Weg nach oben zu durchschreiten hat, um sich zu läutern. Aber wovon befreien und wofür? Ist man auf dem Gipfel dann reiner Geist? – So kann ein technikgläubiger Westler schon fragen. Aber auch der Japaner der Gegenwart wird dieser Frage nicht ausweichen können.

Eigentlich beginnt die Besteigung bei der ersten Station, ganz unten in der Stadt Fujiyoshida am shintoistischen Sengen-Schrein, auf dessen Areal die Saison jedes Jahr mit einer religiösen Zeremonie – unter anderem mit der Durchtrennung eines den Fuji-Weg versperrenden Taus – eröffnet wird. Aber kaum jemand beginnt seine Wanderung noch hier. Denn bis zur fünften Station kann man mit dem Bus fahren, und das nehmen so gut wie alle Aspiranten in Anspruch; man erspart sich hierdurch immerhin 1500 Höhenmeter.

Wiedergeburt auf dem Gipfel

Ich habe mich entschlossen, die sogenannte Yoshida-Route zu nehmen, obgleich sie die am meisten begangene ist. Ich möchte ja ein wenig von der heutigen japanischen Mentalität erfahren, nicht einsam für mich einen Berg erklimmen. Von der fünften Station aus sind bis zum Gipfel, der zehnten Station, nur noch die Füße als Fortbewegungsmittel erlaubt. Es gibt insgesamt vier fünfte Stationen, damit also auch vier Wanderwege zum Gipfel. Die von mir gewählte Station liegt auf 2300 Metern, somit muss ich noch 1476 Höhenmeter bewältigen, und der Weg erstreckt sich über eine Länge von etwa sechs Kilometern. Daraus errechnet sich eine Gehzeit von sechseinhalb Stunden; entscheidet man sich dann noch für den Krater-Rundweg, kommen eineinhalb Stunden hinzu, nicht zu ver-

Das buddhistische Wallfahrt-Mandala von Kano Motonobu (1476–1559) zeigt den Fuji über dem Schrein von Fujisan Hongu Sengen Taisha. Der Berg thront zwischen Sonne und Mond, auf seinen drei Gipfeln ist die Amida-Triade zu sehen: der in Japan populäre Amida-Buddha, flankiert von den Bodhisattvas Kannon und Seishi. Der Fuji wird sowohl in der schintoistischen als auch in der buddhistischen Tradition verehrt.

gessen die Abstiegszeit von drei bis vier Stunden. Die Abstiegslinie folgt dabei nicht der Aufstiegslinie. Das hat neben, sagen wir, verkehrstechnischen Notwendigkeiten ursprünglich religiöse Gründe, und damit wird der Wallfahrtscharakter der Fuji-Besteigung nochmals deutlich: Der alte Mensch sollte sich der Mühe des Aufstiegs unterziehen, am Berg und auf dem Gipfel sich erneuern, um dann als Wiedergeborener auf neuem Weg abzusteigen, um nicht mehr mit dem Schmutz des aufsteigenden alten Menschen in Berührung zu kommen. Noch früher soll der Weg zum Fuji, wie ich gelesen habe, gar nur Mönchen erlaubt gewesen sein, und der Legende nach hat ein Asket an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert den Berg mehr als hundertmal bestiegen. Frauen dürfen den Fuji seit 1868 besteigen, dem Beginn der Modernisierung Japans, der sogenannten Meiji-Restauration.

Insgesamt also ist die Besteigung an einem Tag oder vielmehr in einer Nacht schon eine kleine Herausforderung, auch dann, wenn man trainiert und fit ist sowie Berg-, Kletter- und Hochtouren Erfahrung mitbringt. Viele der Fuji-Besteiger nächtigen ein- oder auch zweimal am Berg, vor und nach der Besteigung, viele davon erleben den Sonnenaufgang vor ihrer Hütte und machen sich dann mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen auf den Weg zum Gipfel.

An der fünften Station gibt es noch viele Läden, öffentliche Toiletten und einen Informations- und Erste-Hilfe-Stand. Weitere Erste-Hilfe-Stände wird es, wie ich nun lese, auch an der siebten und achten Station geben. Noch geht es hier sehr lebhaft und weltlich zu, ja es ist ein echter Rummel und noch nichts von Reinigung und Erleuchtung zu bemerken. Ich besuche ein komfortables Restaurant, in dem ich etwas esse und trinke und auf diese Weise mir auch die Zeit vertreibe. Denn es ist erst Nachmittag, und wichtig ist bei einer Nachtbesteigung, wie sich noch bestätigen wird, ein kluges Zeitmanagement. Man darf, der Kälte wegen, weder zu früh noch, des Sonnenaufgangs wegen, der gegen 4.30 Uhr sein wird, zu spät aufbrechen. Rein rechnerisch dürfte ich also erst gegen 22 Uhr die Tour beginnen.

Es ist herrliches Wetter, wolkenlos und 19 Grad warm. Schon auf der Herfahrt mit Zug und Bus konnte man den Göttersitz, der selbst erhaben und heilig ist, staunend bewundern. Dass der Fuji-san

Weltkulturerbe ist und nicht Weltnaturerbe, wundert einen zunächst schon sehr. Denn eine eindrücklichere Naturgestalt kann man sich kaum vorstellen: ein beeindruckender hoher Krater mit großem Durchmesser und damit ohne Gipfel im eigentlichen Sinne, dafür aber mit einer geradezu perfekten Symmetrie und mit breiter, ausladender Basis von gewaltiger Masse, ein Gigant mit Alleinstellungsmerkmal: In der Umgebung ist weit und breit kein anderer Berg zu sehen. Es gibt keine Bergkette, in der er einer von vielen wäre. Der Fuji-san dominiert die ihm untertane Gegend, er herrscht über sie mit kolossalen Maßen und duldet keinen Widerspruch. Er ist eine Majestät, die sich, nachdem sie die Menschenmassen der Sommermonate wieder abgestoßen hat, in den kälteren Monaten als bald mit Schnee bekrönt. Möchte man bei etlichen Bergen der europäischen Alpen, dem Matterhorn etwa, nicht ausschließen, dass sie eines nicht allzu fernen Tages kippen und sich auf diese Weise selbst zerstören könnten, so scheint das beim Fuji unmöglich. Er steht, um einen Vergleich aus der Turmbaugeschichte heranzuziehen, wie ein mächtiggedrungener Bismarckturm, nicht wie ein aufragend-schlanker Kirchturm, den man zum Vergleich für das Matterhorn heranziehen möchte: Das Verhältnis von Basis, Masse und Höhe ist hier ein gänzlich anderes. Es hat eine eigentümliche Folgerichtigkeit, dass man in Zermatt an Sommertagen vielen Japanern begegnet, die vor allem eines im Sinn haben: das „Horu“, das Matterhorn, unter Ausrufen des Staunens, Bewunderns und sachten Erschreckens zu photographieren. Das Staunen dürfte für Augen und Geist, die den Fuji als die Ur-Form des Berges aufgesogen haben, vor allem diesem ganz anderen Bergprofil gelten: Man wundert sich, dass das Horn noch nicht abgebrochen ist.

Dass die Majestät offiziell als Kulturerbe, nicht als Naturerbe bezeichnet wird, hat aber auch seine Richtigkeit, denn der Berg ist durch eine lange Tradition zum Symbol Japans, des Landes und seiner Kultur, geworden. Da wäre zunächst die shintoistische Prägung des Berges zu nennen, sichtbar an den Schreinen, die sich auf seinem Gebiet finden. Man denke aber auch an die im Westen gut bekannte Farbholzschnittserie „36 Ansichten des Berges Fuji“ von Katsushika Hokusai. Was das Matterhorn für die Schweiz, ja die Alpen überhaupt, das ist der Fuji-san im noch nachdrücklicheren Sin-

ne für Japan: Anschaulich steht er für sein Land, und sein Bild findet sich überall dort, wo man das Land und die Kultur dieses Landes ansprechen will, sei es in Reisebüros oder in anderer beliebiger Werbung, sei es in Filmen oder in Büchern. Nur noch die stilisierte Sonne in Japans Nationalfahne wird wohl öfter gezeigt als der Fuji. Im „Land der aufgehenden Sonne“ solch einen Sonnenaufgang vom Fuji zu sehen, ist also nicht zu überbieten. Natürlich besteht, zumal für einen Westler, die Gefahr, dass das Ganze in den Kitsch abgleitet. Man redet ja so gern vom „malerischen Sonnenaufgang“, der Idylle schlechthin. Aber als abendländisch Gebildeter weiß man auch, dass zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen oft nur ein kleiner Schritt liegt. Ich werde ja sehen und fühlen.

Geologisch gehört der Fuji zu den Vulkanen des Pazifischen Feuerrings. Er gilt auch heute noch als aktiv, aber sein letzter Ausbruch datiert auf das Jahr 1707, ein Naturereignis der Edo-Zeit, dem sich auch viele der shintoistischen Schreine der Umgebung verdanken: Die Götter- und Geisterwelt sollte mit ihnen freundlich gestimmt und weitere Ausbrüche sollten damit verhindert werden. Bis heute ist es gelungen. Aber wie lange noch wird es so sein? Sein heutiges Aussehen bekam der Fuji bei einem Ausbruch vor etwa 10.000 Jahren; und die Erstbesteigung soll ein Mönch an der Wende vom siebten zum achten Jahrhundert gewagt haben.

Der Berg als Schrein

Langsam mache ich mich auf den Weg. Es ist zwar erst 17 Uhr, aber der Berg ruft, und so entschließe ich mich aufzubrechen, dabei aber langsam zu gehen und Pausen zu machen, sodass ich am Gipfel nicht mehrere Stunden auf den Sonnenaufgang warten muss. Ich weiß, dass es eine lange Nacht wird. Ich weiß vor allem, dass ich in Bewegung bleiben muss, da es bei wolkenlosem Himmel in der Höhe nachts empfindlich kalt wird und ich weder Schlaf- noch Biwaksack mit mir trage, ich aber auch nicht vorhabe, in irgendeine dieser Schutz- und Schlafhütten einzukehren. Denn an Schlaf dürfte auch da nicht zu denken sein; allein die Kälte könnte mich wohl in so eine Hütte treiben.

Ich schaue noch kurz beim shintoistischen Schrein der fünften Station vorbei, in dem einige Japaner für eine glückliche Rückkehr beten. Am Eingang zum Areal des Schreins steht, wie üblich,



ein Torii, ein großes rotes Tor – und auch dies steht symbolisch für Japan. Auch auf dem Gipfel werde ich Torii und Schrein sehen, freilich dem Ort entsprechend in kleineren Maßen. Dafür erweitert sich das Areal, denn ab der achten Station gilt der gesamte Berg als Schrein-Areal.

Der Weg zum Gipfel ist zunächst leicht abfallend, dann nach dem Wegweiser „Mt. Fuji Summit“ aber doch ansteigend. Waren schon im Restaurant, neben den vielen Bus-Touristen, die nur in die Nähe des Fuji kommen und von der Aussichtsplattform ihre Bilder machen wollten, aber kein Interesse an einer Besteigung zeigten, einige Aspiranten für den Fuji an Kleidung und Rucksack zu erkennen, so werden sie auf dem Weg nach oben nun zahlreicher. Man kann jedem Menschenschlag begegnen: Alt und Jung, Dick und Dünn, Sportlichen und weniger Sportlichen – und auch Menschen, von denen man zu wissen meint, dass sie aufgrund ihrer Konstitution den Gipfel nicht erreichen werden; neben Japanern sieht man nicht wenige Europäer und Amerikaner.

Zunächst auf einem Schotter- und Plattenweg, dann auch schon auf erkalteter Lava erreiche ich die sechste und siebte Station, teilweise auf Zickzackweg. Auch hier kann man Getränke und Energie-Riegel kaufen. Und es werden, wie schon auf der fünften Station, Sauerstoffflaschen angeboten, von denen sich die Unsportlicheren, die schon jetzt außer Atem sind, kleine Wunder erhoffen. Je höher man kommt, desto teurer werden alle Waren.

Hütten, Läden, Toiletten, Erste Hilfe: Pilger-Infrastruktur auf dem Weg zum Gipfel.

© Wikimedia Commons/
Jakub Hafun

Der Weg wird nun steiler und felsiger. Man wandert jetzt durch eine braun-schwarze, grobe Vulkanschlacke, wie man sie in den Alpen nicht kennt, am ehesten wohl noch von den Kanarischen Inseln, die ja auch vulkanischen Ursprungs sind. Noch ist es hell genug, um schöne Blicke auf die zu Füßen des Fuji liegenden Ebenen genießen zu können. Der Blick reicht bis Tokyo. Und nach geraumer Zeit sieht man sogar, wie der Fuji bei sinkender Sonne seinen Schatten auf Wolken und Land wirft. Sehr beeindruckend auch dies.

Gegen 19 Uhr beginnt es bereits zu dämmern, und die Dämmerung geht relativ schnell in die Nacht über. Ich bringe wie auch die meisten anderen Wanderer meine Stirnlampe zum Einsatz. Mit Bedauern, ja fast schon Sorge stelle ich fest, dass ich viel zu früh in der Zeit bin. Einige Mitwanderer, mit denen ich vorher ein paar Worte getauscht habe, sehe ich in eine Hütte der achten Station gehen. Diese Station mit den letzten Hütten dieser Route – auf der Subashiri- und der Fujinomiya-Route befinden sich Hütten auch noch kurz unterhalb des Gipfels, also auf der zehnten Station – beginnt auf 3100 Metern und erstreckt sich bis zu den letzten Hütten „Fujisan Hotel“ und „Goraikokan“ auf 3400 beziehungsweise 3450 Metern.

Die offiziellen Essenszeiten sind längst verstrichen, aber eine Suppe werden die Besucher wohl noch bekommen, vielleicht sogar einen Platz zum Ruhen und Schlafen. Freilich müssten sie dann schon gegen 2 oder 3 Uhr aufbrechen, um bei Sonnenaufgang am Gipfel zu sein. So eine „Hütte“ hat oft mehrere Stockwerke, und was ich über Schlafplätze mit bisweilen nur 45 Zentimetern Breite und Essenszeiten von gerade mal einer Viertelstunde gehört habe, ist nicht unbedingt einladend gewesen. Frühmorgens sollen die noch Schlaftrunkenen geradezu mit Schwung aus der Hütte befördert und auf den Weg gebracht werden. Mag freilich sein, dass solche Berichte nie ganz ohne Bergsteigerlatein auskommen, aber wenn auch nur die Hälfte stimmt, so ist mir das denn doch zu viel an Massenpilgertum oder Massentourismus. Zudem hätte man so einen Schlafplatz vorher buchen müssen, und mir kommen Zweifel, ob morgens dann zeitlich alles so verlief, wie man es geplant hat. Die Hütten scheinen gut gebucht, größtenteils sogar ausgebucht zu sein, und wenn alle Schläfer sich dann frühmorgens in Bewegung setzen, dürfte es

einen Stau geben, der dem Stau auf einer Autobahn bei zu dichtem Verkehr vergleichbar ist. Zähflüssig, wie man so sagt, verlief dann alles – und Sonne und Tag würden einem weglassen.

Jeder kämpft für sich allein

Aber mein Problem ist nun ein anderes: Ich bin zu früh in der Zeit. Würde ich weiterlaufen, wäre ich spätestens gegen Mitternacht auf dem Gipfel. Ich müsste stundenlang warten – und frieren. So entschließe ich mich, abseits des Wanderweges einen Liegeplatz zu suchen und mich auf die schlackige Erde niederzulegen. Ich ziehe an, was ich an wärmenden Sachen mitgenommen habe. An Schlaf ist nicht zu denken, aber man kann doch eine halbe Stunde ruhen. Und man kann wunderbar klar die Sterne sehen, denn Luftverschmutzung und Lichtsmog sind in dieser Höhe schon reduziert.

Ich friere, stehe auf und gehe langsam weiter. Ab Station acht mündet die Subashiri-Route in die Yoshida-, also meine Aufstiegsroute. Das bedeutet, dass sich die Zahl der Gipfel-Aspiranten nun beträchtlich erhöht. Obgleich die meisten in den Hütten schlafen, so sind doch nicht wenige mit mir unterwegs. Jedenfalls ist der Weg gut beleuchtet und eigentlich bräuchte man keine eigene Stirnlampe, denn es ist eine einzige Lichterkette, die langsam und sicher nach oben zieht. Auch wenn man nicht gemeinsam singt und betet, so mutet dieses Gehen in der Reihe, dicht an dicht, wirklich wie eine Wallfahrt an. Zugleich ist es ein ästhetisches Erlebnis: Wie eine leuchtend-glänzende Schlange kriecht der Zug langsam und zäh nach oben, wälzt sich der Schwerkraft zum Trotz gegen den Gipfel. Viele „Pilger“ kann ich, obgleich ich gemächlich laufe, überholen. Man merkt den Menschen an, dass sie keine Bergerfahrung haben, dass sie nicht trainiert und die Höhe nicht gewohnt sind und nun mehr und mehr ihre Sauerstoffflaschen einsetzen müssen, die aber allem Anschein nach wenig Unterstützung gewähren. Hier erfahre ich freilich auch: Obgleich es viele, sehr viele sind, die den Berg erklimmen, muss jeder für sich kämpfen. Keiner kann getragen oder gezogen werden. Jeder ist auf sich zurückgeworfen, kämpft, neben allen anderen, für sich allein. Aber die allermeisten haben noch Augen für ihre Mitkämpfer. Vor allem die Nicht-Japaner werden anerkennend und bewundernd wahrgenommen: Warum nehmen diese *gai-jin* die Mü-

hen auf sich, so scheint man sich zu fragen, obgleich sie doch gar keine intensivere Beziehung zum Fuji und zur shintoistischen Naturauffassung haben können? Doch man wirft mir sehr oft, wenn ich gerade überhole, mit einem Lächeln ein bewundernd-ankennendes „*Gambatte kudasai*“ entgegen. Dies bedeutet so viel wie: „Du schaffst das!“ Oder: „Viel Glück auch!“ Oder: „Weiter so!“ Oder vielleicht auch: „Gib dein Bestes!“ Jedenfalls ist es höflich und gut gemeint – *kudasai* hat auch die Bedeutung von „bitte“. Es ist die unterstützende Aufforderung, die Sache, der man sich gerade verschrieben hat, mit Nachdruck zu betreiben, weiterhin auch gegen Widerstände zu kämpfen, um schließlich den Sieg davonzutragen. Und man antwortet dann höflicherweise: „*Hai, Gambarimasu!*“ – „Ja, ich will und werde mein Bestes geben!“

Aber bei aller Freundlichkeit und Gastlichkeit: Mein ursprüngliches Problem bleibt, ich bin zu früh in der Zeit. So lege ich mich nochmals abseits des Weges auf die Schlacke. Und tatsächlich scheine ich eingeschlafen zu sein. Denn als ich auf meine Uhr schaue, ist es bereits kurz vor drei.

Das ist gut. Aber nun wird es auch Zeit, zum Gipfel zu kommen. Ich mache mich auf. Die Dichte der Schlange hat nochmals zugenommen. Es sind jetzt auch die Hüttenschläfer dabei. Noch ist der Weg breit genug, damit man die Langsameren überholen kann. Ich treffe auf die kleine Gruppe von Amerikanern, mit denen ich mich vor ein paar Stunden an der sechsten Station unterhalten hatte. Sie sind konditionell am Ende, resignieren und beabsichtigen daher nicht mehr, vor Sonnenaufgang auf den Gipfel zu kommen. Nur einer von ihnen scheint noch guten Mutes und will sich mir anschließen, da er so am besten und sichersten voranzukommen meint. Unser Problem ist nun freilich, dass die Schlange immer langsamer gegen den Gipfel kriecht und wir kaum noch überholen können, da der Weg schmaler wird. Zudem hat man den Eindruck, dass es schon etwas heller wird. Und wir haben noch mindestens 200 bis 300 Höhenmeter vor uns. So entschließen wir uns, den offiziellen Weg, der in Serpentina schräg gegen den Berg verläuft, zu verlassen und gewissermaßen die *Dirrettissima* zu klettern, eine Route, die nicht weiter schwierig ist, höchstens im ersten Schwierigkeitsgrad. Wir dürfen aber keinesfalls Steinschlag auslösen. Ich ermahne meinen amerikanischen

Bekanntem und mich selbst aufs Eindringlichste, vorsichtig zu sein.

So steigen wir nun schnell bergan, wir gewinnen in zwanzig Minuten an Höhe, wofür wir in der Schlange mehr als eine Stunde gebraucht hätten. Aufgrund unseres Tempos kommen wir nun leicht außer Atem, aber das ist gut so, denn das schnelle Steigen wärmt uns von innen.

Und tatsächlich: Wir erreichen den Gipfel vor Sonnenaufgang. Es sind schon viele Menschen da, auch die, die auf den anderen Wegen hierhergekommen sind, auch die, die unterhalb des Gipfels in einer der Hütten genächtigt haben, und wir müssen nach einem guten Beobachtungsplatz suchen. Bei dieser Suche verliere ich meinen amerikanischen Bekannten wieder aus den Augen. Nach einiger Zeit des Umhergehens kann ich mir noch einen guten Platz sichern, an dem ich über die Köpfe der anderen erwartungsvoll Schauenden hinwegsehen kann.

Man weiß, was nun kommt

Ich bin es zufrieden. Zwar dürfte die Temperatur am Gipfel nur knapp über dem Gefrierpunkt, die gefühlte Temperatur aufgrund des Windes sogar etliche Grad unter diesem liegen, aber – das Entscheidende – die Atmosphäre ist klar, keine Wolke, kein Wölkchen am Himmel. Nur da, genau da, wo die Sonne aufgehen sollte, da sieht man einen dünnen Schleier.

Ich warte also mit den anderen. Es herrscht eine gedämpfte, stille, andächtige Stimmung voller gespannter Erwartung. Etwas Merkwürdig-Geheimnisvolles baut sich auf: Es wird nur geflüstert, wenn man denn überhaupt spricht. Und alles ist in ein fahles Licht getaucht: Alle Farben sind gedämpft, nähern sich dem Grau. Einige Stirnlampen leuchten noch, aber das zunehmende Licht macht sie überflüssig. Es gibt ein Bild des Malers Richard Oelze, das mir da in den Sinn kommt, welches den Titel „Erwartung“ trägt und eine fast unheimliche Atmosphäre erzeugt: Die vielen Menschen schauen alle in dieselbe Richtung, sie erwarten etwas, und dieses Erwartete, so hat man den Eindruck, muss nicht unbedingt etwas Schönes oder gar Angenehmes sein. Und auch hier, auf 3776 Metern Höhe, scheint sich diese Erwartungs-Stimmung einzustellen – mit dem gravierenden Unterschied, dass man eben weiß, was nun kommen wird. Aber weiß man es wirklich? Wohl keiner von uns hat einen Sonnen-



Katsushika Hokusai ließ 1849 einen Drachen über dem Fuji steigen.

aufgang auf dem Fuji schon erlebt. Meine Oelze-Assoziation ist ein weiterer Beleg dafür, dass und wie kulturelle Artefakte und Erfahrungen in die natürlichen Verhältnisse und Erfahrungen eingreifen. Man kann aber nicht sagen, dass sie die Naturerfahrungen bestimmen. Denn etwas Unheimliches wird ja nicht kommen. Darin freilich sollte ich mich irren.

Wir warten und warten. Und die Helligkeit nimmt zu. Der Tag steht noch nicht auf, aber er scheint sich in seinem Bett zu räkeln, zu dehnen, zu strecken. Man sieht am Horizont im Osten schon eine leicht gelblich-orangefarbene Linie, die allmählich breiter und nach oben hin weißlich wird. Der lichte Tag kündigt sich an, aber noch sieht man nichts von der Sonne. *Amaterasu-ō-mi-kami*: die scheinende erhabene Göttin des Himmels ... Aber nein, auch wenn ich im „Fernen Osten“ bin und viel über die japanische Kultur gelesen habe, kann ich meine abendländische Bildung nicht vergessen: Eos ist es, die erwacht, die Göttin der Morgenröte, die ihrem Bruder Helios mit ihrem eigenen Pferd gespannt vorausfährt. Sie ist die Früherwachende, Erigeneia, die Anmutige und Schöngelockte, eine Titanin, keine Olympierin. Möchte ihre Fahrt doch lange dauern! Möchte es für längere Zeit so bleiben, denn dies ist die Zeit des Übergangs, noch nicht Tag, nicht mehr Nacht. Wer möchte denn nicht, wenn nicht für immer, so doch für eine lange Zeit im Übergang wohnen: im Zwischen, dem Nichtmehr und dem Nochnicht, im Werden also, im Ur-Sprung?

Doch nicht lange stehe ich so, da beginnt, oh mein Gott!, die Erde zu zittern und zu vibrieren. Erschütterung! Erschrecken! Entsetzen! Der Vulkan ist noch nicht tot! Ein Zittern und Vibrieren überfällt mich! Aber ich rufe mich zur Ordnung und merke schon nach Kurzem, dass nicht die Erde bebt, sondern dass dieses Vibrieren sich einem optischen Eindruck verdankt. Denn genau da, wo die Schleierwolke stand, genau da erscheint Helios, da geht die Sonne auf, da sieht man, wie sich ein strahlender gelb-orangefarbener Ball langsam in die Höhe schiebt. Aber nein, er schiebt sich nicht kontinuierlich nach oben, sondern er scheint mit der Wolke im Clinch zu liegen, er bewegt sich auf und ab, Wolke und Sonne kämpfen um die Vorherrschaft im Raum. Mal scheint die Sonne zu gewinnen, mal die Wolke. Es ist ein Kampf! Der Tag liegt im Kampf mit der Nacht, mit dem Dunkel, dem Schatten. Helios

möchte seiner Schwester folgen, aber jemand will es ihm verbieten. Noch ist der Kampf nicht entschieden, und er erzeugt die merkwürdigsten Erscheinungen. Nirgendwo sonst habe ich solches gesehen, nirgendwo sonst so erlebt wie hier, auf dem Gipfel des Fuji-san, dem Heiligtum des Shintoismus. Es erscheint nicht die Sonne als ein glühender Stern, schon gar nicht als Wasserstoff-Helium-Fusionsreaktor, sondern es erscheint die höchste Göttin selbst, es erscheint *Amaterasu-ō-mi-kami*: die scheinende erhabene Göttin des Himmels. Ohne sie würde alles in Finsternis verbleiben, ohne sie wäre keine Struktur, kein Aufbau, kein Bewusstsein, hätte nichts Bestand, würde nichts wachsen, Leben nicht möglich sein. Ihr verdankt sich auch die Macht des Kaiserhauses und somit die soziale Ordnung.

Applaus! Photos!

Der Sonnenball ist nun voll erschienen, der Kampf ist gewonnen. Die Wolke musste eine furchtbare Niederlage einstecken: Sie wurde schlichtweg liquidiert, vernichtet. Von ihr ist nichts mehr zu sehen. Und ich fühle schon das zart-wärmende Licht auf meinem Gesicht. Langsam löst sich die Spannung, die Erwartung und Kampf aufgebaut haben, die Stimmen werden lauter, man hört jetzt auch Rufe der Bewunderung, einige applaudieren sogar. Und es werden Photos über Photos geschossen. Es ist für viele, so mein Eindruck, wohl mehr ein ästhetisches denn ein religiöses Erleben. Noch längere Zeit stehen die Menschen so; sie stehen, wie ich nun bei Tageslicht von meinem erhöhten Feldherrenhügel aus sehen kann, in Regimentsstärke, bevor sie sich langsam lösen und auf dem Krater verteilen.

Hier, auf dem Gipfel, befinden sich neben dem Shinto-Schrein auch einige Holzhütten sowie eine Poststation. Der antike Philosoph Empedokles soll sich in den Krater des Ätna gestürzt haben. Daran denke ich, als ich auf dem Grat-Rund wandere. Melancholisch könnte man hier werden, denn die Frage, was man denn nun eigentlich in dieser Nacht erlebt hat, wie dieses Erlebte zu deuten ist, ist nicht mit einem Antwortsatz abzutun. Schaurig-schön ist es hier. Was wäre, wenn der Vulkan ausbräche? JETZT ausbräche? Wenn die Gottheit zürnte, weil die Pilger zu weltlich sich gaben, zu sehr sich um ihr Erlebnis gekümmert und Ihrer nicht genug gedacht haben? Ich schaue in den Krater, aber alles –



so stelle ich mit ganz leisem Bedauern fest – ist tot. Noch nicht einmal nach Schwefel riecht es hier, den ich doch bei meinem Besuch auf der Insel Hokkaido am Rande des Vulkans Tokachi deutlich wahrgenommen hatte.

Verlegen wir uns aufs Gemäßig-Ästhetische: Am höchsten Punkt Japans werden in alle Richtungen die schönsten Ausblicke gewährt, und es ist so nicht verwunderlich, dass ich für die Umrundung fast zwei Stunden benötige. Obgleich noch sehr kalt, fühle ich mich bei klarer Luft in den wärmenden Sonnenstrahlen sehr wohl; die Melancholie ist überwunden, im Krater verschwunden, wenn auch die Fragen bestehen bleiben.

Ich verzichte auf das Postkartenschreiben und das Fuji Summit Post Office, gehe kurz in den Shinto-Schrein und geselle mich zu den anwesenden Japanern, die zu beten scheinen. Ja, man muss der Gottheit danken für alles, was man auf dieser Erde sehen, tun und erleben kann, der Gottheit, deren Name und Geschlecht nicht so wichtig ist. Die japanische Mentalität schließt nicht aus, dass man zwei Religionen angehört. Es gibt hier keine exkludierende, allein selig machende Kirche. Ein shintoistisch ausgerichteter Gläubiger kann auch buddhistische Elemente in seinen Lebens- und Sinnentwurf

integrieren. Das ist kein Problem für ihn, wie es ja auch für das heutige Japan kein Problem ist, eine animistische Naturauffassung mit einem wissenschaftlich-technischen Weltbild und einer hochtechnisierten Lebenswelt zu verbinden, in denen die Natur zum leblosen uniformen Material herabgesunken ist. Oder ist dies doch ein Problem, ein verdecktes, aber damit nicht weniger grundlegendes und gerade deshalb virulent? Ist alles nur oberflächlich zusammengekittet – mit der Gefahr, dass eines Tages das Konstrukt so explosiv werden wird, wie der Vulkan es einst war und wieder sein wird?

Alle Fragen sind vergessen

Beim Abstieg nehme ich, wann immer möglich, nicht den offiziellen Weg mit den vielen Serpentinaugen, sondern die Hänge in der Direttissima. Diese Hänge, bedeckt mit Vulkanasche und Schlacken-Kiesel, sind steil genug, dass man mit langen Schritten abrutschen, abfahren kann. Mit einem Schritt lege ich so nicht einen Meter, sondern mindestens zwei, wenn nicht drei Meter zurück. Auf diese Weise bin ich sehr schnell. Und es macht, hat man sein Gleichgewicht gefunden, sehr viel Spaß. Man fühlt sich leicht, geläutert, wiedergeboren. Man denkt an nichts. Alle Fragen sind vergessen.

Dieser Berg fällt nicht um: Fuji-san über dem Motosu-See.

© Wikimedia Commons/
Alpsdake

Leicht gekürzter Auszug aus: Günter Seibold, *Von den Bergen*, Denkmäl Verlag, Berlin 2023